

## Reviews / Rezensionen

**ALBER, Erdmute. 2014. Soziale Elternschaft im Wandel. Kindheit, Verwandtschaft und Zugehörigkeit in Westafrika. Berlin: Reimer Verlag. 426 Seiten. ISBN 978-3-496-02868-0.**

*rezensiert von*

**Astrid Bochow, Georg-August Universität Göttingen**

Erdmute Albers Monographie „Soziale Elternschaft im Wandel“ (Reimer 2014) zu Kindspflegschaft bei den Angehörigen der Baatombu, einer Ethnie im Norden des westafrikanischen Staates Benin, beginnt mit einer Irritation: Bei Angehörigen der ethnischen Gruppe der Baatombu wachsen Kinder in der Regel nicht bei ihren leiblichen Eltern auf, sondern in Haushalten von Verwandten. Im Gegensatz dazu gilt in Ländern des globalen Nordens nicht-leibliche Kinder aufzuziehen als eine Krisenoption für diejenigen, die keine leiblichen Kinder haben können. Dabei war die Tatsache, dass leibliche Kinder bei ihren biologischen Eltern aufwachsen, auch in europäischen Gesellschaften vor der demographischen Wende im 18. und 19. Jahrhundert eher die Ausnahme als die Regel.<sup>1</sup> Darauf verweist Erdmute Alber gleich im ersten Absatz ihres Buches und stellt damit ihr Buch in den Kontext einer normativen Auseinandersetzung mit Kindheit und Elternschaft auf Grundlage einer empirischen ethnologischen und sozialgeschichtlichen Genese von Kindheit in einer afrikanischen Gesellschaft.

Albers Buch setzt sich auf Grundlage jahrelanger Feldforschungen mit den sich wandelnden und vielfältig verschränkten Normen und normativen Praxen der Kindspflegschaft in drei unterschiedlichen dörflichen Kontexten im Norden von Benin und der Distrikthauptstadt Parakou auseinander. Damit lässt es sich als Kommentar zu einer normativen Diskussion von Kindheit lesen, wie sie in den letzten Jahren im Zuge der Ratifizierung von Kinderrechten (erstmalig 1989 von der UN) in politischen Debatten um Kindheit geführt worden ist. Diese betrifft insbesondere das Sorge- und

Adoptionsrecht, das sowohl die Rechte von leiblichen Kindern an ihre Eltern, als auch die Rechte von Eltern an ihre biologischen Kinder stärkt (vgl. Howell und Meelhus 2009, Machado 2009).

In der außereuropäischen Ethnologie stellt die Anthropologie der Kindheit kein systematisches Gebiet dar. Dennoch gibt es bekannte Ethnographien zur Kindheit. Zu den viel zitierten Werken zählt Margareths Meads (2001) *„Coming of Age in Samoa“*, erstmals 1928 erschienen. Mead konfrontierte ihre Leserschaft aus dem globalen Norden damit, dass sie ihre normativen Vorstellungen von Kindheit und Adoleszenz als ein Produkt westlicher Gesellschaft und ihre Zwänge wertete. Eine ähnliche Irritation begleitet die Monographie von Nancy Scheper-Hughes (1992) Monographie *„Death without Weeping“* über Kindstod unter Plantagenarbeitern in Brasilien. Sie beschreibt eine augenscheinliche Gefühlskälte der Mütter beim Tod von Kleinkindern und Totgeburten und stellt diese als eine Überlebensstrategie von Müttern dar, die es diesen ermöglichte, sich angesichts von großer Armut und ständigem Hunger auf die überlebenden Kinder zu konzentrieren. Diese Pionierinnen der Ethnologie der Kindheit stellen westliche Vorstellungen von Kindheit und Elternschaft in Frage.

Letztere sind vor allem durch die Entwicklungspsychologie und Soziologie seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts geprägt. Beeinflusst von Piagets Kognitionstheorie (1932) verstehen VertreterInnen dieser Wissenschaften Kinder als zerbrechliche, lern- und lenkfähige Wesen, die die stabile Beziehung und Zuwendung ihrer Eltern brauchen. Schule und nationalstaatliche Familienpolitik etablierten dieses Bild von Kindheit in Ländern des globalen Nordens in Recht und Politik und sorgten für eine Biologisierung der Eltern-Kind Beziehung (Haukanes and Thelen 2012: 17, Aries 1979).

In Auseinandersetzung mit der ethnologischen Kritik am westlichen Bild von Kindheit und Elternschaft schlägt Erdmute Alber eine funktionale Bestimmung der Eltern-Kind-Beziehungen und von Pflegebeziehungen vor. So kann Elternschaft jenseits von Biologismen verwandtschaftlicher Terminologien verstehbar und kategorisierbar gemacht werden. In

Anlehnung an die Arbeiten von Esther Goody identifiziert und diskutiert sie drei elterliche Rollen und Funktionen: Gebären und Zeugen, Anrecht auf Status, Ernähren, Erziehen und Finanzieren und unterscheidet zwischen biologischer, sozialer und legaler Elternschaft. Bei der Kindspflegschaft werden einige Aspekte von Elternschaft auf andere Personen als die biologischen Eltern übertragen.

Der von Alber vorgeschlagene funktionale Ansatz vermag einen Beitrag zur Literatur zu reproduktiver Arbeit in einer globalisierten Welt zu leisten. Feministisch inspirierte Autorinnen und Autoren streichen die Aufteilung reproduktiver Arbeit zwischen global zirkulierenden physiologischen Dienstleistungen und Arbeit der Fürsorge unter Bedingungen scharfer gesellschaftlicher Ungleichheit heraus (Franklin und Ragoné 1998). Mit reproduktiven Dienstleistungen sind Reproduktionstechnologien, aber auch Samenspenden oder Leihmütter gemeint; als ein Beispiel für letztere können etwa mexikanische Dienstmädchen in US-amerikanischen Haushalten einer weißen Oberschicht dienen. Die Kontexte verweisen darauf, dass biologische Urheberschaft eines Kindes etwa in Form von Samen- oder Eizellenspenden, dessen Unterhalt, Erziehung und emotionaler Fürsorge nicht zusammenfallen müssen. Die Forscherinnen dieser und ähnlicher Fallbeispiele beschreiben also biologisch-soziale Hybride von Elternschaft. Ihre Ergebnisse konfrontieren Forschung, Recht und Politik mit der Frage, welche Anrechte und Pflichten sich aus den je biologischen und je sozialen Funktionen von Elternschaft ableiten lassen; welche aus geteilten Substanzen wie Erbmasse (Beck / Knecht et al. 2007: 7).

Der Beschaffenheit von Elternschaft geht Erdmute Alber im ersten empirischen Teil in minutiöser Kleinarbeit in einem kleinen abgelegenen Dorf namens Tebo nach. Aus akteurszentrierter Perspektive zeichnet sie das Beziehungsgeflecht von Kindern, ihren leiblichen Eltern und den jeweiligen Pflegeeltern von der Geburt, über die Weggabe der Kinder, das Leben der Kinder in den Haushalten ihrer Pflegeeltern bis hin zur Verheiratung nach. Normativ sind die Beziehungen zwischen biologischen Eltern und ihren Kindern durch Scham gekennzeichnet. Die Beziehung

zwischen biologischen Eltern und ihren Kindern und insbesondere die Beziehung von biologischen Müttern zu ihren Kindern wird durch Regeln der Meidung verhüllt. Dies geht soweit, dass Eltern sich ihren leiblichen Kindern nicht als solche zu erkennen geben sollen. Dabei tastet sich die Autorin in Gesprächen und durch die Interpretation biographischer Interviews behutsam an die oft nur angedeuteten individuellen Erfahrungen von Kindspflegschaft auch jenseits ritualisiert zur Schau gestellter Emotionen heran. Sie entführt in rätselhaft anmutende Beziehungen, in denen Konflikte, Missverständnisse sowie Nähe und Zuneigung nur indirekt kommuniziert werden.

Aus Sicht der an Pflegschaftsbeziehungen beteiligten Baatombu treten aber gerade diese Verletzungen und Zurückweisungen in den Vordergrund. Diese betreffen sowohl abgelehnte Pflegschaftsgesuche, die Bevorzugung von leiblichen Kindern in den aufnehmenden Haushalten, als auch die Weigerung von Pflegeeltern, für Krankheitskosten aufzukommen. Entgegen aller normativer Erwartungen, die Gefühle zwischen biologischen Eltern und Kindern sanktionieren, konnte Erdmute Alber beobachten, dass viele Eltern ihren biologischen Kindern Sympathie und Nähe verborgen vermitteln, etwa wenn sie ihnen heimlich kleine Geschenke zusteckten. So sprechen die Lebensgeschichten auch von geheimen Wünschen und Sehnsüchten verborgener Beziehungen zwischen Kindern und ihren leiblichen Eltern, die verdeckt vor den Augen der Öffentlichkeit gelebt werden. Auch bei den im Dorf Tebo gelebten Pflegschaften handelt es sich um biologisch-soziale Hybride von Elternschaft, denn die Bindungen zwischen leiblichen Eltern und ihren Kindern bleiben trotz des Tabus von Nähe zwischen leiblichen Kindern und ihren Eltern bestehen.

Aus der Akteursperspektive erscheinen die heimlichen Beziehungen zu biologischen Eltern und die mit der Pflegschaftserfahrung verbundenen Zurückweisungen merkwürdig prononciert und sind angesichts der sozialwissenschaftlichen Dekonstruktion überraschend und überraschend unbequem: Hat die Verwandtschaftsethnologie insbesondere im Hinblick auf die arbeitsteilige Reproduktion die Wichtigkeit von Verwandtschaft auf

der Basis geteilter Substanz und biologischer Elternschaft in Frage gestellt, so zeigt das ethnographische Material zu den Baatombu, dass biologische Elternschaft doch auch dort starke Verbindungen schaffen kann, wo sie normativ verneint wird. Auch die Emotionalität dieser elterlichen Beziehungen, sowohl zu den leiblichen Kindern als auch zu den Pflegekindern, erstaunt in dem dargestellten Kontext der Meidung. Diese ist auch Grundlage für materielle Benachteiligung und tendenziell ungleiche Zukunftschancen von Pflegekindern gegenüber ihren Geschwistern, die bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen. Denn als Pflegekinder arbeiten sie im Haushalt und werden häufig nicht zur Schule geschickt.

Die Studie von Alber verdeutlicht die Emotionalität, die aus biologischer Elternschaft resultiert und fordert dazu auf, die Gefühlslagen und daraus entstehende soziale Praxis vielschichtig zu beleuchten. Sie zeigt, dass biologisch-soziale Hybride zwar sozial konstruiert sind und die Bedeutung und Stärke der biologischen Bindung zwischen Eltern und ihren Kindern in den jeweiligen sozialen und kulturellen Kontexten unterschiedlich gedeutet werden, dass Biologie aber durchaus als produktiv für die Bindung zwischen Eltern und ihren Kindern gewertet wird.

Dieser Befund ist insbesondere im Licht der Debatten um (Auslands-)Adoption zu bewerten. Geht man davon aus, dass biologische Zugehörigkeit auch dort große psychologische Bindungskraft hat, wo Kinder habituell weggegeben werden, wirft dies normative Fragen auf, zum Beispiel wenn im Rahmen der Auslandsadoption sozial benachteiligte Eltern bereitwillig ihre Kinder weggeben, etwa um ihnen eine bessere Zukunft in einem Land des globalen Nordens zu ermöglichen. Zu klären wäre zum Beispiel, ob Eltern wissen, dass sie mit der Weggabe ihrer Kinder in die Adoption alle Rechte an ihnen abgeben. Welche Erwartungen haben Eltern bezüglich der Bindungskraft biologischer Zugehörigkeit? Könnte es sein, dass sie auch ein zur Adoption abgegebenes Kind weiterhin als einen Teil ihrer selbst verstehen und eventuell die vage Hoffnung hegen, dass dieses Kind später zu ihnen zurückkehrt und sie im Alter unterstützt?

Erdmute Albers Forschungen zur Kindspflegschaft beleben die ethnologische Forschung zu Kindheit und Verwandtschaft in der deutschsprachigen Ethnologie neu. Darüber hinaus stehen sie für eine engagierte und kritische Ethnologie, die sich nicht scheut, brisante politische und rechtliche Diskurse (hier zu Kinderrechten) aufzugreifen und auf der Grundlage von sorgfältiger Forschung Stellungnahmen anzubieten. Die Monographie zählt zu den Grundlagenwerken der Ethnologie und Sozialgeschichte der Kindheit und Verwandtschaft. Darüber hinaus richtet sie sich an alle, die in Politik und Recht mit Fragen der Kinderrechte und Adoptionsrechte befasst sind.

---

<sup>i</sup> Dies war der Fall, wenn Eltern früh starben oder wenn Kinder zu Ausbildungszwecken in Haushalte von (reicheren oder höher stehenden) Verwandten geschickt wurden oder gar, wenn Kinder zwar in Residenz mit ihren Eltern lebten, jedoch von bezahltem Personal erzogen und beschäftigt wurden.

### Literatur

- Ariès, Philip (1975): *Geschichte der Kindheit*. München / Wien: Hanser.
- Beck, Stefan / Michi Knecht / Sabine Hess (2007): Einleitung: Verwandtschaft machen. In: Beck, Stephan / Knecht, Michi / Hess, Sabine (Hg.): *Verwandtschaft machen: Reproduktionsmedizin und Adoption in Deutschland und der Türkei*. Münster: LIT Verlag, 7-14.
- Franklin, Sarah / Ragoné, Helena (eds., 1998): *Reproducing Reproduction. Kinship, Power and Technological Innovation*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Haukanes, Haldis / Thelen, Tatjana (2012): Parenthood and Childhood. Debates within the Social Sciences. In: Haukanes, Haldis / Thelen, Tatjana (eds.): *Parenting after the Century of the Child: Travelling Ideals, Institutional Negotiations and Individual Responses*. Farnham: Ashgate Publishing, 11-32.
- Machado, Helena (2009). Biologising Paternity, Moralising Maternity: the Construction of Parenthood in the Determination of Paternity through the Courts in Portugal. In: *Feminist Legal Studies* 16/2: 215-236.
- Mead, Margaret (2001 [1928]): *Coming of Age in Samoa*. New York, NY: HarperCollins Publishers.
- Melhuus, Marit / Howell, Signe (2009): Adoption and Assisted Conception: One Universe of Unnatural Procreation. An Examination of Norwegian Legislation. In: Edwards,

Jeanette / Salazar, Calcar (eds.): European Kinship in the Age of Biotechnology. London: Berghahn Books, 144-161.

**BÜSCHEL, Hubertus. 2014. Hilfe zur Selbsthilfe. Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika 1960-1975. Frankfurt am Main: Campus. 646 Seiten. ISBN 978-3-593-50074-4**

**ZÜRCHER, Lukas. 2014. Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900-1975). Zürich: Chronos. 378 Seiten. ISBN 978-0340-104-8**

*rezensiert von*

**Eric Burton, Universität Wien**

Hubertus Büschels überarbeitete Habilitationsschrift *Hilfe zur Selbsthilfe* ist ein Pionierwerk auf dem noch jungen Feld der Geschichte von Entwicklung. Erstmals beschränkt sich die Darstellung der Geschichte der deutschen Entwicklungsarbeit nicht auf die Institutionengeschichte oder die entwicklungspolitischen Beziehungen zu einem bestimmten Land, sondern verknüpft in einer globalhistorischen Perspektive die Entwicklungsdiskurse und -praktiken von BRD, DDR, Togo, Kamerun und Tansania, also „West“, „Ost“ und „Süd“. Es geht Büschel einerseits um das Aufspüren global wirksamer Diskurse und Techniken, die allesamt unter dem Begriff „Hilfe zur Selbsthilfe“ subsumierbar sind, andererseits um die Identifizierung der Konflikte, Widersprüche und Gewalt, die sich in dieser breit angelegten Verflechtungsgeschichte herausarbeiten lassen (S.35-40). In einem Dreischritt stellt der Autor zuerst das Konzept der Hilfe zur Selbsthilfe, dann relevante Institutionen und personale AkteurInnen und schließlich drei konkrete Projekte vor. Ausgangspunkt und Filter bleibt dabei immer Hilfe zur Selbsthilfe als diskursives Phänomen, dem Büschel dann ExpertInnen, EntwicklungshelferInnen und Projekte zuordnet. Neben einer enormen Menge zeitgenössischer Literatur haben Quellen aus Archiven der untersuchten Länder, der Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich

sowie der USA als Sitz der UN ihren Eingang in die über 500 Seiten Fließtext gefunden.

Gleich das erste Kapitel besticht durch den Versuch, sowohl Konzepte wie auch Institutionalisierungen und Praktiken der Hilfe zur Selbsthilfe zu historisieren. Für den europäischen Kontext geht Büschel bis ins 18. Jahrhundert zurück, diskutiert das katholische Subsidiaritätsprinzip ebenso wie Formen der Sozialarbeit oder die Besichtigung von Slums (S.126) und findet direkte Vorgänger der Hilfe zur Selbsthilfe im britischen *Community Development* sowie der französischen *Animation Rurale*, also kolonialen Formen der Einbeziehung und „Entwicklung“ ländlicher Bevölkerungsgruppen. Eine überraschende Lücke ist, dass das östliche Pendant der geforderten Freiwilligkeit gänzlich unerwähnt bleibt: der von Lenin 1919 in „Die große Initiative“ beschriebene kommunistische „Subbotnik“, der freiwillige Arbeitseinsatz für den Fortschritt des Sozialismus, der schnell zum verordneten Einsatz mutierte.

Die Thesen des Werkes werden sodann auf drei Seiten zugespitzt (S.179-181), um die Stoßrichtung für die restliche Untersuchung vorzugeben, die sich auf die Jahre 1960 bis 1975 beschränkt. Büschel konstatiert erstens, dass in Projekten der Hilfe zur Selbsthilfe eine Nicht-Teilnahme nicht vorgesehen, ja geradezu unmöglich sei; es habe also ein Zwang zur Teilnahme geherrscht. Die scheinbare Ergebnisoffenheit sei zweitens vielmehr ein geplantes Nicht-Planen gewesen, in dem Machbares und Unerlaubtes bereits festgelegt wurden. Drittens wurde die Geber-Nehmer-Beziehung im Versuch ihrer Überwindung noch weiter betont statt abgebaut. Diese „strukturellen Dilemmata“ (S.181) in Verbindung mit überkommenen Kolonialismen würden schließlich auch zur Gewaltsamkeit der Entwicklungsarbeit, oder genauer, der Hilfe zur Selbsthilfe führen.

Der zweite Teil des Buches befasst sich mit AkteurInnen und verdeutlicht, wie sich ExpertInnen (unter denen Frauen allerdings Ausnahmerscheinungen waren) und Freiwillige im Rahmen von Vorbereitung und Durchführung auch selbst zu entwickeln hatten. Im Vergleich von deutschen und afrikanischen ExpertInnen offenbare sich ein



strukturell ähnlicher Habitus, nämlich von der eigenen Überlegenheit sowie von der Unterlegenheit der zu Entwickelnden auszugehen. Ebenso seien die Auslandskader der DDR, aller antiimperialistischen und antirassistischen Rhetorik zum Trotz, nicht weniger vor Rassismus gefeit gewesen als ihre bundesdeutschen KollegInnen, von denen manche gar einen nationalsozialistischen Hintergrund hatten oder kolonialrevisionistischen Kreisen angehörten. Büschels Rekonstruktion der Entwicklungsbürokratie der 1960er Jahre in den drei ausgewählten afrikanischen Ländern Togo, Kamerun und Tansania (S.44, 204-227) ist als ein besonders wichtiges und dringliches Unterfangen hervorzuheben, jedoch für Togo (S.220-222) und Kamerun (S.222-226) viel zu oberflächlich ausgeführt. Die Haupteckdaten, dass „Entwicklungsinstitutionen von oben nach unten straff organisiert“ waren (S.220), mag sich zudem schlüssig aus Archivdokumenten ableiten lassen, sagt aber noch wenig über die widersprüchliche Aushandlung dieser Hierarchie in der Praxis aus.

Um die Praxis geht es dann aber im Folgenden. Dichte Beschreibungen je eines BRD- oder DDR-unterstützten Projekts in Kamerun, Togo und Tansania bilden das dritte Kapitel, wobei Büschel – wie auch schon in den Kapiteln zuvor – rassistische Sprech- und Handlungsweisen herausarbeitet. Die drei Projektstudien entfalten sich innerhalb der durchaus Lesevergnügen bietenden narrativen Strategie, das Drama einer Transformation „[v]om Vorzeigeprojekt zur Entwicklungshilferuine“ (S.401) in drei verschiedenen Szenarien aufzuführen. Die Betonung von Exklusionseffekten und Diskriminierung resultiert dabei in einer analytischen Vernachlässigung des Aushandlungscharakters, der allerdings stark aus dem ausgebreiteten empirischen Material spricht.

Die Erzähl- und Analysestrategie, die dunkle Seite der Entwicklungsarbeit aufzudecken, kennzeichnet jenseits der Fallstudien auch die Argumentationslinie des Werkes als Ganzes. Bei Hilfe zur Selbsthilfe „scheint es all das nicht zu geben, was man herkömmlicher Entwicklungshilfe vorhalten könnte“ (S.23). Dem „vermeintlich <besten> Entwicklungskonzept aller Zeiten“ (S.179) stellt Büschel den Rassismus und

die Gewalt der Praxis und damit letztendlich ein Scheitern gegenüber. Manche Erkenntnisse scheinen dabei durchaus auf andere Formen der Entwicklungsarbeit übertragbar, etwa die Einsicht, dass sich die entsandten Deutschen gern lokale Autoritäten zunutze machten, wenn es um die Erfüllung von Zeitplänen und das Erreichen von Resultaten ging (S.436). Bei der Lektüre stellt sich die Frage ein, woran die Projekte nun eigentlich gescheitert sind. Liegt die Ursache in konzeptuellen Widersprüchen und kolonialen Wurzeln der Hilfe zur Selbsthilfe, wie die Hauptargumentationslinie besagt? Oder war hier die Handlungsmacht der vielen Beteiligten ein mitentscheidender Grund, was die Fallstudien, freilich mehr implizit denn explizit, nahelegen?

Auch in anderer Hinsicht lässt die Methodik der Fallauswahl und Fallbehandlung Einiges zu wünschen übrig. Büschels komparativer Blick fokussiert auf Gemeinsamkeiten von BRD, DDR, Tansania, Togo und Kamerun. Unterschiede, gerade zwischen den drei afrikanischen Ländern, werden zugunsten der Argumentation weitgehend ausgeblendet. Überhaupt bleibt unerwähnt, warum Büschel Togo, Kamerun und Tansania als Fallbeispiele ausgesucht hat – seiner häufigen Erwähnung kolonialer Wurzeln nach zu schließen ist dies aber wohl v.a. der Tatsache geschuldet, dass alle drei Länder einst deutsche Kolonien waren. Der historische Blick auf diese Länder erschöpft sich denn auch im Kolonialismus, und Büschel macht es sich z.B. nicht zur Aufgabe, zu untersuchen, ob die in Selbsthilfekonzepten ständig vorgebrachten Behauptungen, dass es in der vorkolonialen Zeit viele Formen der Gemeinschaftsarbeit gegeben habe, irgendeine Substanz hätten. Die historische Tiefe hat somit Schlagseite zum westeuropäischen Kontext; seine Historisierung im Falle Togos, Kameruns und Tansanias liest sich mitunter wie eine Geschichte der vollständigen Determiniertheit durch den Kolonialismus. Ob und inwiefern die freiwillige oder verordnete Hilfe zur Selbsthilfe in postkolonialen afrikanischen Ländern ihre vielfältigen Wurzeln zusätzlich zu indigenen Organisationsformen der Arbeit auch in kommunistischen und staatssozialistischen Traditionslinien hat, bleibt gänzlich offen. Die angestrebte Verflechtungsgeschichte der Hilfe zur Selbsthilfe wird bei

Büschel damit auf eine – zudem sehr spät angesetzte – Geschichte der Oktroyierung und Aneignung westlicher Techniken in Afrika verkürzt. Es liest sich unfreiwillig kurios, wenn er z.B. schreibt: „Auch afrikanische Experten erstellten seit Mitte der 1960er-Jahre Pläne in Tabellenform – ein klares Indiz für die Aneignung europäischer bzw. nordamerikanischer Methoden zur <kulturtechnischen> Konstruktion von Übersichtlich- und Vorausschaubarkeit.“ (S.383)

Beizeiten mündet das Vorgehen Büschels, ein breites Tableau an Beispielen darzubieten (z.B. S.95-101) in begrifflicher Unschärfe und abstrakten, homogenisierenden Äußerungen. Das beginnt damit, dass Hilfe zur Selbsthilfe alles ist, was Büschel als solche ansieht, setzt sich fort in der theoretisch ungeklärten Verwendung der interpretationsleitenden Begriffe Rassismus und Gewalt und endet in Aussagen über „die Afrikaner“, die zwar zumeist durch die Wiedergabe in Zitaten, indirekte Reden und Anführungszeichen gebrochen werden sollen, aber keine grundlegende Differenzierung entgegengestellt bekommen (etwa: S.246, 272, 424, 510, 513, 643 sowie zugleich kritisch dazu S.520f.). Eine weitere Komponente dieser Unschärfe sind Ungenauigkeiten im Umreißen tansanischer Konzepte und Begriffe, denen deutlich mehr Platz eingeräumt wird als solchen aus Togo und Kamerun. Wörter aus dem Kiswahili sind orthographisch oft fehlerhaft und die Übertragungen in manchen Fällen schlichtweg falsch. So bedeutet *wavuvi* keinesfalls Faulpelze (S.292), sondern Fischer. Bei „*Nogoma*“ (eigentlich: *ngoma*) handelt es sich weniger um „eine traditionelle feierliche Mittagstafel mit afrikanischer Trommelbegleitung“ (S.480), wie es von Büschel wohl aus einem zeitgenössischen DDR-Bericht übernommen wurde, sondern eher viel allgemeiner um ein festliches Ereignis, in dem Tanz und Musik verbunden werden. Häuser im Swahili-Stil, um ein letztes Beispiel zu nennen, sind nicht mit Wellblech (S.99), sondern mit Blättern der Kokospalme gedeckt. Es bleibt fraglich, was Büschel, von einem exotisierenden Effekt abgesehen, mit Einbindung dieser Termini bezwecken will.

Auch an anderer Stelle irritiert die Darstellung von Lokalkolorit. In dem stark persönlich gefärbten „Projektbericht“, der hinter dem Literaturverzeichnis verborgen ist (S.641-646), stilisiert Büschel seine Forschung und insbesondere seinen Aufenthalt auf Sansibar als „Abenteuer in <Übersee>“, wo er erstmals abfällige Worte „eines Afrikaners über Afrikaner hörte“ und zu der Erkenntnis gekommen sei, „dass es eben auch Afrikaner gibt, die sich zum «West» zählen und andere Afrikaner zum «Rest»“ (S.643). Diese fragliche Schlussfolgerung – der Dünkel zivilisatorischer Überlegenheit ist nicht automatisch mit einem Zugehörigkeitsgefühl zum Westen gleichzusetzen – findet eine Fortsetzung in der schlussendlichen Widmung des Buches, welche die dichotome Gegenüberstellung von „uns“ und den fremden „Afrikanern“ nochmals zementiert: „Gewidmet sei dieses Buch allen Menschen in Afrika, die immer noch und tagtäglich zu wenig unsere Unterstützung erfahren. Möge es uns eines Tages gelingen, die Welt doch ein wenig gerechter zu machen.“ (S. 646)

Diesem irritierenden, weil essentialistischen Schlusspunkt und den obigen kritischen Anmerkungen zum Trotz ist Büschel mit dieser reichhaltigen Melange aus mikrohistorischer Detailverliebtheit und großer verallgemeinernder Geste ein Werk gelungen, das der Verflechtungsgeschichte von Entwicklungspolitik durch den anspruchsvollen methodologischen Ansatz und die in manchen Bereichen bahnbrechende empirische Arbeit zündende Impulse zu geben vermag.

Lukas Zürcher vom Historischen Seminar der Universität Zürich hat mit seiner Dissertationsschrift über *Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900-1975)* ein Werk vorgelegt, dessen Anliegen und Herangehensweise dem Büschels zwar ähnelt, aber enger angelegt ist. Auch hier handelt es sich dem Anspruch nach um eine Verflechtungsgeschichte, auch hier geht es um die Widersprüche der Praxis und um die Beachtung der Handlungsmacht aller beteiligten Akteure. Der Schwerpunkt aber liegt auf den Beziehungen

zwischen zwei Ländern. Zürcher argumentiert, dass das Engagement der Schweiz in Ruanda einer beidseitigen nationalen Selbstbestätigung gedient habe und zudem einen Beitrag zur Ethnisierungspolitik mit den bekannten genozidalen Folgen in Ruanda selbst leistete.

Das erste Kapitel beschreibt die Ethnisierungsprozesse, die zur „Erfindung von Hutu und Tutsi“ (S. 61) geführt haben und betont dabei die Schweizer Beteiligung an der zunehmenden Rassifizierung dieser Gruppen. Zürcher arbeitet die Verstrickungen der schweizerischen Missionstätigkeit mit der belgischen Kolonialherrschaft heraus und zeigt, wie die „Weißen Väter“ einerseits Gebrauch von hamitentheoretischen Vorstellungen machten, andererseits auch versuchten, ein stärkeres Gleichgewicht zwischen Hutu und Tutsi zu erreichen.

Wie Ruanda und die Schweiz sich im neuen globalen Referenzrahmen des Entwicklungshilfediskurses positionierten und gewissermaßen auch neu erfanden, zeigt Zürcher im zweiten Kapitel. Das Zustandekommen der Beziehungen tritt hier als ein *gegenseitiger* Auswahlprozess zutage, in dem sich das „komplizenhafte Abhängigkeitsverhältnis“ (S.315) herausbildet: Die Schweiz legitimiert ihre eigene (vermeintlich) solidarische Neutralität durch die Unterstützung eines (vermeintlich) demokratischen Ruanda, das die Eidgenossen durch diskursive „Verschweizerungsprozesse“ (S. 106) gar zu einer früheren Variante der Schweiz verklären. Ermordung und Vertreibung von Tutsi im Jahr 1963 führten die Schweiz, so Zürcher, nicht etwa zu einem Abbruch der Unterstützung, sondern zu einem verstärkten Bemühen, die „technische Zusammenarbeit“ zu legitimieren – etwa mit dem Hinweis: auch in der Schweiz habe es früher vergleichbare Konflikte gegeben. Das resultierte letztlich in einer gestärkten Machtposition des Präsidenten Kayibanda.

Die Kapitel drei und vier widmen sich dem Alltagsleben von Schweizer Entwicklungsfachleuten und Missionsangehörigen in Ruanda. Sie zeichnen den konfliktiven Ablauf der zwei wichtigsten Projekte nach und zielen auf die Beantwortung der Frage, warum die Schweiz Misserfolge und offensichtlicher staatlicher Gewalt zum Trotz weiterhin Entwicklungshilfe

leistete. Als Gründe identifiziert Zürcher den Glauben an die Steuerbarkeit von Entwicklung sowie die Utopie einer apolitischen Entwicklungspolitik (S.318), wobei einige Schweizer Entsandte in Ruanda sich auch offen gegen die gewaltlegitimierenden Taktiken von Geber- und Gastland aussprachen und ihr Leben riskierten, um Leben zu retten.

Der Fokus auf missionarische und entwicklungspolitische Aktivitäten der Schweiz in Ruanda erlaubt Zürcher eine kohärente, im positiven Sinne konventionelle, flüssig lesbare und auf konstant hohem Niveau geschriebene Historiographie, die die Kolonialzeit und die frühen Jahre politischer Unabhängigkeit schlüssig verbindet. Die Einführung in internationale wie nationale Kontexte wird durchgehend konzise und souverän geleistet. Neben der Verfolgung von politischen und, etwas vernachlässigt, ökonomischen Prozessen auf makrohistorischer Ebene stellt Zürcher auch die (Un-)Tätigkeiten Schweizer Präsidentenberater, ExpertInnen und EntwicklungshelferInnen plastisch dar. Gerade für Letzteres zieht Zürcher auch aufschlussreiche Belege aus Tagebüchern und privaten Briefen heran.

Zürcher belässt es löblicherweise nicht beim bloßen Referieren der oft ausführlich wiedergegebenen Zitate, sondern geht immer den Schritt zur Analyse und Deutung. Verschleiende Aussagen, etwa von einer „bereinigte[n] soziologische[n] Struktur“ (S.131) in Ruanda, wie es in einem Schweizer Bericht heißt, bürstet er gründlich, aber ohne Übertreibung gegen den Strich. Die analytische Verknüpfung von Repräsentationspraktiken mit anderen Formen der Praxis gelingt beispielhaft, was insbesondere für die Artikulation von rassistischen Denkmustern – teils auch von RuanderInnen übernommen – mit diskriminierenden Praktiken gilt. In die Gegenrichtung deutende Belege von SchweizerInnen, die Exklusion und Gewalt ablehnten und entsprechend handelten, differenzieren die Argumentation zusätzlich, ohne sie weniger überzeugend zu machen.

Während Zürcher reichen Gebrauch von Schweizer Archivmaterialien macht, hat er ruandische Quellen nur in geringem Maß einbezogen. Über dreißig Interviews mit Schweizer Entsandten und deren Angehörigen

stehen nur eine Handvoll Gespräche mit ruandischen AkteurInnen gegenüber, wobei Zürcher augenscheinlich zu keinem besseren Schluss kam, als dieses Material anekdotisch einzusetzen. Die Studie kann folglich die Handlungsspielräume und Erfahrungen nur von Schweizer Seite gründlich ausleuchten.

Die neuen Erkenntnisse zur Geschichte der Entwicklungsarbeit in Afrika, ob von Büschel oder Zürcher vorgetragen, bleiben also aller Bekenntnisse zur Interaktionsgeschichte zum Trotz dem Primat des Europäischen verpflichtet und zeigen in erster Linie die „*Deutsche Entwicklungsarbeit in Afrika*“ oder „*Die Schweiz in Ruanda*.“ Aus global- und erst recht afrikahistorischer Sicht, wenn diese Trennung denn überhaupt relevant sein sollte, ist das ein nach wie vor unbefriedigender *status quo*, der seine Ursache nicht nur in der asymmetrischen Quellenlage hat – auch methodisch braucht es hier Innovation. Deutlich wird hingegen durch diese beiden Publikationen bereits: Ein empirisch gesättigter Blick auf Aushandlungsprozesse in der Geschichte der Entwicklung mündet keineswegs in versöhnliche Narrative einer gleichberechtigten Nord-Süd-Partnerschaft, sondern vermag das Verständnis von Widersprüchen, Ungleichheiten und Auswirkungen rassistischer Denkmuster in diesem moralbeladenen Projekt namens Entwicklung zu erweitern.

**JAMES, Leslie. 2015. *George Padmore and Decolonization from Below: Pan-Africanism, the Cold War, and the End of Empire*. Basingstoke, New York: Palgrave Macmillan. X+274 Seiten. ISBN 978-1-137-35201-9**

*rezensiert von*

**Arno Sonderegger, Universität Wien**

Gegen Jahresende 2014 ist in der renommierten Buchreihe *Cambridge Imperial and Post-Colonial Studies Series* das Buch einer jungen britischen Historikerin erschienen, das sich weltbewegender Themen annimmt – Dekolonisierung, Panafrikanismus, Kalter Krieg. Leslie James betrachtet

diese drei Phänomene, die seit Mitte des 20. Jahrhunderts weite Teile der Welt bewegten, durch die Biographie des herausragenden engagierten Intellektuellen George Padmore, der bis zu seinem Tod 1959 während gut dreier Jahrzehnte die Geschicke des internationalen Antimperialismus maßgeblich mitgestaltet hat, doch bald danach dem Vergessen anheimgefallen ist. Diesen George Padmore, der Anfang des Jahrhunderts in der britischen Karibik geboren und auf den Namen Malcolm Ivan Meredith Nurse getauft wurde, verknüpft Leslie James schon in ihrem Buchtitel aufs Innigste mit dem Projekt einer „Dekolonisierung von unten“. Tatsächlich muss der auf Trinidad geborene George Padmore mit Recht als eine Schlüsselfigur des antiimperialen Kampfes gelten, James' Buch gibt dafür beredtes Zeugnis ab.

Sie nimmt George Padmore (1903-1959), den sie einleitend einen „raffinierten Antikolonialisten“ nennt (*Introduction: The Artful Anti-colonialist*, S.1-14), in dreierlei Hinsicht unter die Lupe:

- (1) „first, his production of the printed word“ (S.1), also seine schriftstellerische und journalistische Arbeit einerseits, seine weltumspannende Briefkorrespondenz andererseits;
- (2) „second, his vehement insistence upon the relevance of racial politics within international affairs“ (S.1), also Padmores konsequent und unaufhörlich vorgetragene Hinweise auf die rassialisierte Strukturiertheit der Welt (und Weltsichten) unter imperialen Herrschaftsbedingungen;
- (3) „finally, the fundamental importance he placed on the use of strategy and tactics in the movement to end imperialism“ (S.1), also die Raffinesse, Flexibilität und Originalität der Art, in der Padmore gegen koloniale Herrschaft und imperiale Verhältnisse agitierte und die Organisation antiimperialer Kräfte voranzutreiben suchte.

In einer Mischung aus chronologischem und thematischem Ansatz spürt James diesen drei Strängen – Padmore als Autor, Padmore als Antirassist, Padmore als Antimperialist – in acht nummerierten Kapiteln nach. Kaum überraschend sind diese Themenstränge, die aufs engste mit der komplexen



Lebensgeschichte Padmores verwoben waren, auch in James' Darstellung nicht fein säuberlich voneinander getrennt, sondern ineinander verflochten. Gleichwohl fokussieren die einzelnen Abschnitte sehr deutlich auf verschiedene Dimensionen derselben. Kapitel 1 (S.15-34) skizziert die frühen Jahre in Trinidad und in den USA, Padmores schnelle Karriere innerhalb der Komintern, und seine permanente Niederlassung in England Mitte der 1930er Jahre. Kapitel 2 (S.35-46) thematisiert die wachsende Entfremdung zwischen ihm und der Partei, die in den offiziellen Bruch von 1933/34 mündete, und arbeitet seine grundsätzlichen weltanschaulichen Positionen heraus. Dass Kapitalismus, Rassismus und Imperialismus strukturell zusammengehören und einander wechselseitig bedingen, war die früh erworbene Kerneinsicht, die sich Padmore auch auf Geheiß von Moskau nicht nehmen ließ. Mit Vehemenz verfocht er seit Mitte der 1930er Jahre die These vom Kolonialfaschismus, artikuliert und veranschaulicht nicht zuletzt anhand des aktuellen italienischen Angriffs auf Äthiopien, der kolonialen Herrschaftsbedingungen, und der internationalen Reaktionen darauf.

Die folgenden drei Kapitel sind zeitlich um den Zweiten Weltkrieg herum angesiedelt. Kapitel 3 (S.47-68) zeigt, welche Möglichkeiten der Krieg dem Kampf gegen die imperiale Ordnung verschaffte. „*A War of Opportunity?*“, fragt Leslie James in ihrer Überschrift, und sie demonstriert im Anschluss überzeugend, dass Padmore diese Frage mit einem klaren Ja beantwortet hatte. Einerseits sah er globale Verschiebungen, die Chancen auf Veränderungen in sich bargen, andererseits ergaben sich daraus auch veränderte Interessenslagen in verschiedenen Teilen der britischen Gesellschaft und damit auch neue potentielle Bündnispartner in der Anstrengung, das Empire (und die imperiale Weltordnung insgesamt) aufzulösen. Vor allem galt es nun, die Verwirklichung der im Zuge der Kriegsanstrengungen gemachten Versprechungen einzufordern, solange sie noch im breiten öffentlichen Bewusstsein präsent waren. „Padmore's experience and interpretation of the war emphasizes that the anti-colonial rhetoric of World War II held Western powers to account not only for their claim to fight the war for the *defence* of freedom and democracy, but also for

the post-war vision of reform and *improvement* of their own system" (S.68). In diesem Sinn diskutiert sie hier etwa die Schrift *The White Man's Duty: An Analysis of the Colonial Question in Light of the Atlantic Charter*, die er gemeinsam mit der Aktivistin Nancy Cunard schrieb und zu Jahresbeginn 1942 veröffentlichte, und – etwas kurz – Padmores Wiedererweckung der panafrikanischen Kongressbewegung, die im Oktober 1945 tagte (zum ersten Mal seit 18 Jahren) und nun weit radikalere Forderungen vertrat.

Detaillierter wird das Thema des Panafrikanismus in Kapitel 5 (S.96-119) wieder aufgenommen, dann freilich im Hinblick auf die Nachkriegszeit. Hier diskutiert James Padmores verändertes Verhältnis zur britischen sozialdemokratischen Linken, seine zunehmend scharfe Kritik an der Politik der UdSSR, sowie die weiterhin mit Beharrlichkeit geführte Diskussion um die koloniale Frage. Angesichts der nunmehr besser organisierten antikolonial gesinnten Kräfte in den Kolonien einerseits, der „heißen“ Ausbruchsphase heftiger antikommunistischer Propaganda im Westen andererseits, war es für Padmore seit der zweiten Hälfte der 1940er Jahre zunehmend zentral, auf die Differenz zwischen sogenannten nationalen Widerstandsbewegungen in den Kolonien und dem Kommunismus der UdSSR hinzuweisen. Er betonte ihre Eigenständigkeit und Unabhängigkeit, und er erklärte – ganz im Sinn einer *self-fulfilling prophecy* – auch ihre Selbstständigkeit und Selbsttätigkeit zu Garantien ihres Erfolges.

Gestützt wurden Einschätzungen wie diese von einem seit Mitte der 1930er Jahre erarbeiteten Erfahrungs- und Wissensschatz über koloniale Bedingungen im ganzen britischen Empire, von der Karibik über Afrika bis nach Asien, die Padmore nicht nur in mehreren Buchpublikationen ausbreitete, sondern in unüberschaubar vielen Aufsätzen und Zeitungsartikeln unter die Leute zu bringen suchte. Seine antiimperiale Publizistik, die im Lauf der Jahre aus einem „trotzigen und verarmten Agitator“ „einen Journalisten“ machte (wie Leslie James an einer Stelle formuliert; S.69), war transnational im echtsten Sinn des Wortes, ja nahezu weltumspannend. Seine Texte erschienen regelmäßig in den USA und in Großbritannien, aber auch in Magazinen in verschiedenen Kolonien Afrikas

und der Karibik. In Kapitel 4 (S.69-95) rückt die Autorin Padmore als Journalisten und publizistischen Netzwerker ganz explizit ins Licht.

Die letzten drei Kapitel beschäftigen sich mit Ereignissen, Vorgängen und Problemlagen der 1950er Jahre. Im Zentrum von Padmores Aktivitäten und Denken standen nun mehr und mehr die Entwicklungen an der Goldküste, wo mit Kwame Nkrumah ein enger Freund und ehemaliger „Schüler“ an der Spitze der nationalen Bewegung stand. Trotzdem blieb die thematische Breite in den journalistischen Arbeiten Padmores auch jetzt noch erhalten, wie James in Kapitel 6 (S.120-142) etwas verblüfft feststellt. Sie weist in diesem Zusammenhang auf seine Beschäftigung mit Apartheid in Südafrika und mit Mau Mau in Kenia hin. Doch die Zusammenarbeit mit Nkrumah wurde nach 1951 enger und enger; sie zeitigte Padmores Buch *Gold Coast Revolution*, vor allem aber inspirierte sie, was viele als sein Hauptwerk erachten: *Pan-Africanism or Communism: The Coming Struggle for Africa?* Darin schilderte er die Schaffung einer afrikanischen Union als einzigen probaten Weg, um eine eigenständige und selbstbestimmte Entwicklung Afrikas zu beschreiten und die Unabhängigkeit von beiden weltanschaulichen Blöcken zu gewährleisten. Schon in diesem Buch beschrieb er den Tribalismus – den er im Übrigen als dezidiert modernes, kolonial gefertigtes Phänomen betrachtete – als große Gefahr, die die nationalen und panafrikanischen Bestrebungen von innen her bedroht.

Leslie James legt in Kapitel 7 (S.143-163) dar, dass Padmore damals ein weiteres Buch plante, das sich konkret mit dieser Bedrohung durch Partikularinteressensgruppen beschäftigen sollte. Doch dazu kam es nicht mehr; Padmore verstarb 1959 im Alter von nur 56 Jahren. Die wachsende Isolation, die Padmore nach seiner permanenten Ansiedlung in Ghana erlebte, die Spannungen mit der dortigen politischen Szene, sein sich verschlechternder Gesundheitszustand und seine Enttäuschungen über ehemalige „Freunde“, sowie seine fortgesetzten, aber immer häufiger erfolglosen Bemühungen, Brücken der Solidarität zu bauen, werden in weiterer Folge behandelt. Kapitel 8 (S.164-190) bringt die Biographie zum Ende, indem es Padmores Wirken in *Ghana, Death, and the Afterlife*

nachzeichnet. Staatstragend geehrt, wurden seine den neuen Herrschenden zunehmend unbequemen Ideen dem Vergessen übergeben; zu Wort melden konnte sich dieser streitbare Zeitgenosse nun ja nicht mehr. Die *Conclusion: "The Soliloquy of Africa"* (S.191-200) bringt demgegenüber Padmores in Vergessenheit geratene Bedeutung für den Panafrikanismus in Erinnerung und akzentuiert noch einmal pointiert seine Rollen als antiimperialistischer Agitator, Denker und Praktiker.

Im Bemühen um eine abschließende Zusammenschau und Bündelung nennt Leslie James als eine Linie der Kontinuität in Padmores Leben durchaus zu Recht Folgendes: „the *will* to speak, irregardless of any listener [...] his determination to bang at the doors of the Western canon that narrated imperialism as a benevolent ideology and a modernizing although sometimes flawed practice. Padmore's political career between 1939 and 1959 was spent attacking the purported liberalism of empire as a sham.“ (S.196)

Leslie James hat mehr als eine exzellente intellektuelle Biographie vorgelegt. Ihr biographiegeschichtlicher Zugang trägt auch zu wichtigen Einsichten über die verwickelte historische Dynamik bei, die die häufig stark teleologischen und einseitig ideologischen Einschätzungen zur Geschichte des Kalten Kriegs und zum Ende der europäischen Kolonialreiche korrigieren helfen. Zeitgeschichte „von unten“ zu schreiben und sie in ihrer gegenwärtigen Relevanz lebendig werden zu lassen, gelingt ihr vorzüglich. Es ist ein rundum schönes, vielschichtiges Buch, dem viele Leserinnen und Leser zu wünschen sind.